



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

von Poellnitz: Der Adel in der Armee

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Der Adel in der Armee

Von Oberst a. D. von Poellnitz-Weimar



ie jetzt so viel besprochene Frage der adelichen und nichtadelichen Offiziere, wenn man überhaupt von einer solchen „Frage“ sprechen kann, ist nur auf Grund der historischen Entwicklung des preussischen Offizierkorps richtig zu beurteilen. Man muß davon ausgehen, daß die preussische Armee zwar seit jeher nichtadeliche Offiziere in ihren Reihen gehabt hat, den Grundstock aber der Adel bildete. Erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts trat einesteils durch die starken Armeevermehrungen, andernteils durch den allgemeinen Umschwung in der Bewertung der Geburtsvorzüge in gesellschaftlichen Dingen eine allmähliche Verschiebung ein. Die Kreise des Offizierestages mußten weiter gezogen werden. Der Prozentsatz der nichtadelichen Offiziere wuchs stetig, anfangs natürlich nur in den unteren Dienstgraden.

Die Traditionen des Adels und des Offizierkorps waren nun in Preußen von alters her so innig miteinander verkettet, daß man von Anschauungen, Lebensgewohnheiten und Standesbegriffen im allgemeinen, die sich decken, sprechen kann. Die wenigen in der Armee befindlichen bürgerlichen Offiziere hatten sich stets, insoweit sie nicht Familien entstammten, in denen sowieso die gleichen Traditionen herrschten wie im Adel, den im Offizierkorps maßgebenden Anschauungen vollkommen angepaßt. Infolgedessen war trotz der verschiedenen Abstammung seiner Mitglieder das preussische Offizierkorps doch stets einheitlich in bezug auf die grundlegenden Lebensanschauungen und auf das Bewußtsein, nur eine große Kameradschaft zu bilden. Freilich eine adeliche. Der nichtadeliche Offizier wurde sozusagen durch seinen Offiziersrock geadelt.

Solange der nichtadelichen Offiziere nur wenige waren und der Adel auch im gesellschaftlichen Leben überall unbestrittene Vorrechte genoß, lag hierin kein

Mißverhältnis. Mit dem oben angedeuteten Umschwung in der Zusammensetzung des Offizierkorps und der gesellschaftlichen Stellung des Adels überhaupt mußte jedoch ein Wandel eintreten. Das bürgerliche Element konnte verlangen, selbständiger zur Geltung zu kommen. Andererseits durfte weder von den alten Traditionen des Offizierkorps noch von seiner Einheitlichkeit etwas geopfert werden. Denn auf beiden beruht zum großen Teil sein Wert und seine Stärke. Dies Verhältnis zu wahren und allen entgegengesetzten Bestrebungen, woher sie auch kommen mögen, entgegenzutreten, ist eine der Hauptaufgaben der Heeresleitung. Diese Aufgabe zwingt zu einem Kampf nicht nur gegen etwaige Äußerungen eines Adelskastengeistes, sondern auch gegen Adelshaß, gegen Mammonismus und Waffengattungs-Dünkel und -Mißgunst. Ein volles Ausschrotten aller dieser, die Einheit des kameradschaftlichen Geistes gefährdenden Erscheinungen, zu denen auch noch konfessionelle Störungen treten können, ist freilich unmöglich. Denn sie beruhen auf allgemein menschlichen Untugenden und zum Teil auf den allgemeinen gesellschaftlichen Verhältnissen, aus denen der Offiziererfaß in die Armee hinübergenommen wird. Man ist nicht in der Lage, einen in adelichen oder bürgerlichen, kaufmännischen oder Gelehrten- und sonstigen Vorurteilen aufgewachsenen jungen Menschen sofort zu einem vorurteilslosen Kameraden umzuwandeln. Man kann auch nicht verlangen, daß z. B. der Sohn eines schlesischen Magnaten und eines unbemittelten Landpfarrers oder der eines Industrie-Millionärs und eines von seinem Gehalt lebenden Beamten mit der Offiziersernennung sich gleich „homogen“ fühlen. Auch im weiteren Leben werden auf jeden Offizier die Anschauungen seines Familienkreises sowie die gesellschaftlichen Verhältnisse seiner Garnison und seines Regiments nicht ohne Einfluß bleiben. Das läßt sich gar nicht verhindern. Aber es muß dafür gesorgt werden, daß derartige Verschiedenheiten sich keinesfalls in einer die Kameradschaft schädigenden Weise geltend machen, daß vielmehr allen Offizieren stets das Bewußtsein ihrer sowohl dienstlichen wie kameradschaftlichen Gleichberechtigung, ihrer Verpflichtung, sich mit ihren Kameraden als ein Ganzes zu fühlen, klar gemacht wird. Das ist die einzige Homogenität, von der in einer so großen Armee, die sich aus den verschiedensten gesellschaftlichen Schichten rekrutiert, die Rede sein kann. Und diese ist in der preußischen Armee stets angestrebt und bisher erreicht worden.

Nun zur Stellung des bürgerlichen Elements im Offizierkorps. Wie schon hervorgehoben, war sein Eindringen in die Armee in größerem Maßstabe etwas Neues, mit dem sich die Armee erst abfinden mußte. Alles Neue braucht Zeit, sich durchzusetzen. Alles Neue stößt auch auf einen gewissen Widerstand bei den Anhängern des Althergebrachten. Daß diese überall beobachtete Erscheinung auch in der Armee hervortrat, kann niemand ernstlich wundernehmen. Es fragt sich nur, ob dieser Widerstand sich dem Neuen, soweit es gut war, ungebührlich entgegenstellte. Das kann man nun keineswegs behaupten. Wenn man die Entwicklung auf diesem Gebiet an der Hand der Ranglisten verfolgt, so wird

man folgendes zugeben müssen: Das bürgerliche Element hat sich seinen Weg verhältnismäßig schnell gebahnt, schneller als dies möglich gewesen wäre, wenn man ihm von seiten der Heeresleitung Schwierigkeiten gemacht hätte; es hat in immer steigendem Maße an den höchsten Führerstellen Anteil bekommen und ist mehrfach in anderer Weise ausgezeichnet worden. Einige Zahlenangaben mögen dies erläutern.

Schon bis zum Jahre 1873 hatte sich der Anteil der bürgerlichen Offiziere erheblich vergrößert. Bei den Leutnants der Infanterie betrug er z. B. bereits 62,3 v. H.; im Jahre 1909 ist er bis auf 78,3 v. H. gestiegen. Dies Verhältnis zeigt sich nun freilich nicht gleichmäßig in der Armee. Im Jahre 1909 finden sich in den alten Grenadierregimentern noch 54,5 v. H. adeliche Leutnants, bei den Jägern 43,2 v. H., in den neuen Regimentern (128 bis 176) dagegen nur 10,2 v. H. Eine neue Erscheinung sind andererseits Regimentern mit durchweg bürgerlichen Offizierkorps. Bei der Infanterie gibt es davon fünfzehn.

In der Zeit von 1873 bis 1909 ging die Zahl der adelichen Leutnants um 300, d. h. um beinahe den dritten Teil zurück, während sich die der bürgerlichen um 1000, d. h. um über die Hälfte vermehrte.

Bei den Stäben der höheren Führer des Feldzuges von 1870/1871 (Großes Hauptquartier, Armee-Oberkommando, Korps- und Divisionskommandos) weist die Ordre de bataille des Generalstabswerkes an Generalstabsoffizieren und Adjutanten bereits 120 Bürgerliche auf. Von diesen hat es die Hälfte zum General gebracht, sechs zum Korpskommandeur oder einer gleichwertigen Stellung.

Im Generalstab weist die Rangliste nach: 1873 von 103 Offizieren 37 bürgerliche, 1909 von 250 Offizieren 98 bürgerliche. Die bürgerlichen haben sich also in diesen 36 Jahren um 61, d. h. 165 v. H. ihrer früheren Stärke, die adelichen um 86, d. h. nur 130 v. H. ihrer früheren Stärke, vermehrt. Ein genaues Bild des sich steigenden Eindringens des bürgerlichen Elements in den Generalstab geben diese Zahlen aber nicht, weil von den Generalstabsoffizieren sich immer ein Teil vorübergehend in der Truppe befindet, deren Namen aus der Rangliste nicht ersichtlich sind.

Ein Steigen des bürgerlichen Elements zeigt sich ebenfalls ganz deutlich bei den Regimentskommandeuren, also bei den Herren, denen in erster Linie die Annahme und Erziehung der jungen Offiziere anvertraut ist. Hier stellen sich, ohne Berücksichtigung der Garde, die Zahlen für die Bürgerlichen wie folgt:

	Infanterie	Kavallerie	Feldartillerie
1873	15,1 v. H.	4,7 v. H.	61,5 v. H.
1894	37,9 "	17,2 "	71 "
1909	40,3 "	22,1 "	72,7 "

Hierbei sind diejenigen Herren unberücksichtigt und als adeliche gezählt, die erst im Laufe ihrer Dienstzeit geadelt wurden. Durch vorstehende Zahlen dürfte

erwiesen sein, daß sich die Armee durchaus nicht dem durch die Zeitverhältnisse bedingten Eindringen der bürgerlichen Elemente verschlossen und sie auch nicht zurücksetzend behandelt hat.

Unter den höheren Generalen bis einschließlich Divisionskommandeur abwärts weist die Ordre de bataille für 1870/1871 noch keinen bürgerlichen auf. Später findet man 1873 einen, 1894 neun, 1909 zwanzig bürgerliche. Außerdem wurden im Laufe ihrer Dienstzeit geadelt (die man doch bei Bewertung der Frage, welche Aussichten ein in die Armee eintretender bürgerlicher Offizier hat, mit in Betracht ziehen muß): 1873 einer, 1894 zwölf, 1909 neun. Ferner sei erwähnt, daß mehrfach bürgerliche Offiziere zu Flügeladjutanten ernannt, auch in das Militärkabinett berufen worden sind.

Aber, wird man einwenden, die Exklusivität der Garde und einiger Linienregimenter! Wie steht es damit?

Es soll gar nicht geleugnet werden, daß in manchen Kreisen der Armee der Adel eine gewisse Bevorzugung genießt, auch nicht, daß dies besonders in den Regimentern der Fall ist, welche in näherer Beziehung zum obersten Kriegsherrn oder zu den verschiedenen Kontingentsherren stehen. Aber, so kann man wohl billig fragen, ist es dem Adel, der über zweihundert Jahre dem Offizierkorps das Gepräge gab, zu verdenken, wenn er bei aller Anerkennung des Verdienstes, wo er solches auch finden mag, sich doch nicht von selbst dazu bereit findet, die Vorteile aus der Hand zu geben, die ihm seine althergebrachte Stellung in der Armee gewährt? Ist es ferner der Krone zu verdenken, wenn sie den Adel im Heere nicht beiseite schieben will, nachdem sie sich zweihundert Jahre vornehmlich auf ihn gestützt hat? Sodann ist zu erwähnen, daß es sich hier um gesellschaftliche Verhältnisse handelt, die auch auf die Armee nicht ganz ohne Einwirkung bleiben können. Endlich muß bedacht werden, daß die Zusammensetzung der Offizierkorps im wesentlichen in der Hand der Regimentskommandeure liegt, die den Offizierersatz annehmen und hierfür allein verantwortlich sind. Da es nun ganz natürlich ist, daß in den Regimentern, die in „guten Garnisonen“ stehen, auch ein größerer Zutrang an jungen Leuten ist, die sich zum Eintritt melden, so hat hier der Regimentskommandeur eine größere Auswahl und dieser Umstand wird sehr oft, wenn auch nicht immer, für den Adelichen in die Waagschale fallen. Wenn so Regimenter entstehen, deren Offizierkorps fast rein aus Adelichen besteht, so ist dies an sich noch kein Übel. Zu solchem wird es erst, wenn sich in ihnen Kastengeist ausbilden sollte. Die Heeresleitung hat nach den bestehenden Bestimmungen in diesem Falle, sowie in allen den anderen, oben angedeuteten nur drei Mittel, wo kameradschaftstörende Einflüsse in die Erscheinung treten können, einzuwirken: die Kadettenverteilung, die Versetzung einzelner Offiziere, und die Versetzung ganzer Truppenteile. Von allen diesen Mitteln ist schon seit langer Zeit mehrfach Gebrauch gemacht worden. Aber es liegt in der Natur der Dinge, daß man mit solchen Maßregeln vorsichtig sein muß. Sie find

sozusagen eine ultima ratio, die nur dann am Platze ist, wenn sich wirklich Mißstände zu zeigen beginnen. Im übrigen muß man die Traditionen der Regimenter schonen, sogar pflegen. Denn sie bilden ein kräftiges Mittel zur Erhöhung der Leistungen der Truppe und des Offizierkorps. Schematische Gleichmacherei wäre hier vom Übel. Sie würde eine der Grundlagen für die hervorragende Beschaffenheit des deutschen Offizierkorps, die Geschlossenheit der einzelnen Regimentsoffizierkorps, zerstören. Wie wäre auch eine solche Gleichmacherei, die natürlich zur Folge hätte, daß nun innerhalb der einzelnen Regimenter die Unterschiede um so größer würden, zu erreichen? Soll man den Regimentskommandeuren vorschreiben, in ihren Regimentern adelich und unadelich, reich und arm, evangelisch und katholisch, Stadtkind und Landkind usw. nach gewissen Prozentsätzen zu gruppieren? Man würde, wenn man sich erst auf dieses Gebiet begäbe, vollständig auf die schiefe Ebene geraten. Oder soll die Annahme von Offizieraspiranten den Regimentskommandeuren vollständig abgenommen und einer Zentralbehörde übergeben werden? Dann würde natürlich der Regimentskommandeur auch nicht in der Weise, wie es jetzt geschieht, für sein Offizierkorps verantwortlich gemacht werden können. Ebenfowenig würde man sicher sein, daß dem Offizierkorps nur geeignete Elemente zugeführt werden. Eine Zentralbehörde wäre gar nicht in der Lage, für jeden Einzelfall hier die Verantwortung zu tragen. Das Beste ist sicherlich, es bei dem hergebrachten System zu belassen.

Daß es in den Beförderungsverhältnissen und der Stellenbesetzung grundsätzlich keinen Unterschied zwischen adelichen und bürgerlichen Offizieren gibt, wird jeder bestätigen, der die Verhältnisse in der Armee kennt. Wo ein solcher manchmal vorzuliegen scheint, liegt dies nicht in dem Adelichsein an sich, sondern in dem Umstande, daß der adeliche Offizier meist über bessere Konnexionen verfügt. Man wird natürlich einwenden, Konnexionen dürften nicht mitspielen, nur auf Tüchtigkeit käme es an. Sehr richtig! Aber man nenne doch einmal einen Beruf, wo sie keine Rolle spielen. In der deutschen Armee tun sie es noch am wenigsten. Und Untüchtige kommen trotz der besten Beziehungen nicht weit. Aber alles ist menschlich. Ganz beseitigen kann man den Einfluß guter Beziehungen nicht. Und, so kann man wohl fragen, benutzt sie denn der Bürgerliche nicht ganz ebenso, wenn er sie hat?

Wer ohne Voreingenommenheit und unter Würdigung der geschichtlichen Entwicklung diese ganzen Verhältnisse betrachtet, wird nicht umhin können, zuzugeben, daß die deutsche Heeresleitung in einer durchaus richtigen Weise verfährt. Unter Hochhaltung der alten Traditionen und mit dankbarer Wertschätzung der alten Familien macht sie den tüchtigen Leistungen ohne Ansehen von Besitz und Herkunft auch die höchsten Stellen im Heere zugänglich und zieht hierzu, und zwar in steigendem Maße, auch die neuen bürgerlichen Elemente heran. Vorbedingung ist natürlich die Wahrung des Gesichtspunktes, daß der Geist im Offizierkorps der alte bleibe. Wer sich in diesen nicht hineinzuheben vermag, muß rücksichtslos abgestoßen werden.

Hier aber kommen wir gerade auf einen Punkt, gegen den viele Stimmen ankämpfen, die über die Zurücksetzung des bürgerlichen Elementes in der Armee klagen und sich für die „armen Zurückgesetzten“, die übrigens von ihnen Hilfe weder brauchen noch wünschen, ins Zeug zu legen für gut befinden. Diese Herren möchten am liebsten aus der Armee ein Volksheer machen, aber ein Volksheer in falscher Bedeutung. Sie möchten das Heer demokratisieren. Ihnen paßt es daher nicht, daß der Geist des Offizierkorps und durch dieses der der ganzen Armee getragen wird von dem persönlichen Verhältnis zum obersten Kriegsherrn, wie dies in der preussischen Armee von jeher der Fall war. Nicht der adeliche Name ist es in erster Linie, gegen den sich ihr Kampf richtet, sondern die aristokratische Gesinnung. Mit dieser aber steht und fällt das deutsche Offizierkorps.



Theodor Fontane und Bernhard von Lepel

Von Felix Poppenberg



urch mehr als vierzig Jahre hin bin ich an meines alten Lepels Seite gegangen“, so herzlich apostrophiert Fontane in seiner sonst gar nicht überschwänglichen, eher kritischen, einer „fürchterlichen Musterung“ gleichenden Freundesrevue seinen Tunnelgenossen Bernhard von Lepel. Und eine Huldigung steht hier, in der Fontane, der Meister des „Talent épistolaire“, von seinem Freunde sagt: „Ich habe von ihm Briesschreiben gelernt.“ Das will aus diesem Munde etwas bedeuten und kann wohl neugierig auf den Mann machen. Jetzt tritt er selbst vor uns lebendig hin in einem Band frischer, augenblickerfüllter Briefe. Aus dem Nachlaß — Bernhard von Lepel starb vor Fontane, 1885 — hat sie Eva von Arnim mit der glücklich an das Anfangswort anknüpfenden Aufschrift „Vierzig Jahre“ herausgegeben. (Berlin, Fontane & Co.)

Die Briefe beginnen in der Zeit, da Theodor Fontane als Provisor in der Roseschon Apotheke — Spandauer Straße nahe der Garnisonkirche — „Pillen drehte“ und sein Jahr bei den Franzosen diente.

Ein Porträt aus diesen Jahren zeigt einen romantischen Kopf, breitumgeschlagenen hochfragigen Rock mit weichem faltigem Hemd; über der Stirn lockiges Paar; das schmale Gesicht von flaumigem Backenbart eingerahmt; schwärmerische Augen; in die Romantik hinein lächelt aber ein schallhafter Mund.